

ALEXANDER PREISS

**GLAUB
NICHT
ALLES,
WAS DU
WEISST**

**Glaube weiter –
mit kühlem Kopf und
brennendem Herzen**

GerthMedien

INHALT

Prolog	8
Vorwort	10
 Hand aufs Herz:	
Warum Gewissheit gefährlich sein kann	16
Was nicht mehr über Gottes Schreibtisch gehen muss	18
Wenn man vor lauter Christen den Jesus nicht mehr sieht .	23
Eine heilende Geschichte	26
Dualismus	27
Auf ein Gespräch mit Jesus	34
Fundamentalismus	36
 Ein erhobener Zeigefinger oder eine Hand, die hält:	
Gottesbilder	44
Drum sag ich noch einmal	46
Mea culpa?	49
Der schrecklichste Silvesterabend aller Zeiten	51
Den Kreislauf durchbrechen	52
Es ist nie zu spät	54
Nicht erst auf dem Sterbebett: seine eigene Geschichte erzählen	56

Ausgefahrene Ellenbogen:

Konkurrenzkampf	60
Tödliche Konkurrenz	64
Die Geschichte wiederholt sich	68
Christsein außer Konkurrenz?	72
Konkurrenz so weit das Auge reicht	74
Warum es besser sein kann, manchmal <i>nicht</i> zu beten	76
Meine Heimat ist ein Herz	79

Die anpackende Hand:

Im Hier und Jetzt leben (und handeln!)	92
Gott als Recycler: Erneuerung	94
gestern – <i>heute</i> – morgen	96
Weniger ist mehr	98
Und täglich grüßt der Klimawandel	100
Eine Tonne Hoffnung	103
Nein, in der Entwicklungszusammenarbeit geht es nicht um Sex	110

Verschränkte Arme?

Durchlässige Grenzen!	116
Der ewige Hirte	121
Siegreiche Idee?	129
„Wusst ich’s doch“	131
Durchlässigkeit	134

Offene Arme:

Wo es keiner Worte mehr bedarf 138
Beknacktes Leben 143
Wer bin ich? 149
Der verlorene Sohn 154

Das Herz in der Hand:

Vom Rechthaben zum geliebten Christsein 166
Wohldosierter Glaube? 167
Christsein außer Kontrolle 171
Mein hermeneutisches Prinzip 176
Wahres Christsein ist das, was ich bin 183
Free Hugs 191

Nachwort 195
Dank 199

FREI-RAUM

In der Sackgasse meines Glaubens,
geboren aus der Enge meiner Verzweiflung,
entfaltet sich zaghaft
eine neue Hoffnung.
Oder ist eine Ahnung?
Ich kann nicht mehr,
aber du kannst mehr,
GOTT.

Mehr als das, was ich zu wissen glaubte.
Mehr als das, was mir den Frieden raubte.
Ja, es ist eine zarte Hoffnung, die zu der Ahnung wird:
dass ich mit dir wirklich über Mauern springen kann.
Denn du, Jesus, bist der Weg, die Wahrheit und DAS LEBEN,
in dir *kann* es keine Enge geben!
So wage ich mich und glaube weiter, gehe weiter,
Schritt für Schritt in diesen Frei-Raum, deinen Raum der Gnade,
in dem ich einfach sein darf: sehnsüchtig,
suchend wie ich bin gerade.
Denn selbst wenn mir keine andere Gewissheit bliebe,
wüsste ich doch: DU BIST DIE LIEBE.

– *Désirée Gudelius* –

Der Glaube des Herzens, der ist das Haupt und
das ganze Wesen der Frömmigkeit.

– *Martin Luther* –

PROLOG

„Und das war alles?“

„Ja.“

„Mehr hat er nicht gesagt?“

„Nein.“

„Kein Witz?“

„Nein. Kein Witz.“

„Dass er an ihn denken soll?“

„Ja.“

„Das war wirklich alles?“

„Ja.“

„Moment ... Aber davor! Davor hat er sich doch bestimmt an den Vier-Punkte-Ablauf gehalten?“

„Nein.“

„Und das Übergabebebet?“

„Gab es auch nicht.“

„Hat er dafür ein Glaubensbekenntnis nachgesprochen?“

„Nein.“

„Hat er sich sonst irgendwie zu erklären versucht, etwas vorbringen können?“

„Nein.“

„Das kann doch nicht ... Hat er sich wenigstens zu Lebzeiten für andere in irgendeiner Weise eingesetzt? Oder konnte er sich anderweitig nützlich machen?“

„Nein. Er war ein Verbrecher.“

Hier wird über den Menschen gesprochen, der die Botschaft vom Kreuz zuerst und aus erster Hand, nämlich von Jesus selbst, gehört hat: „Ich versichere dir: Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lukas 23,43). Das ist Liebe. Das ist Gnade. So ist Jesus.

Und dieser Mensch, der neben Jesus gekreuzigt wurde, sagte unmittelbar zuvor nur diesen einen kurzen, schlichten Satz: „Jesus, denk an mich, wenn du in dein Reich kommst“ (Vers 42). Ein Satz, mit dem doch alles gesagt ist: nicht „Ich“, sondern Jesus. Das ist Vertrauen. Das ist Glaube. So ist Christsein.

Und dieses Buch ist eine Einladung, diesen Jesus und diese Art von Christsein neu zu entdecken.

VORWORT

Darf man ein Buch gleich mit einer Richtigstellung beginnen? Im vorliegenden Fall muss ich es. Dieses Buch ist autobiografisch geschrieben. Ich schreibe über meine persönliche Glaubensentwicklung. Meine Prägung aus frühen Tagen. Meine Erfahrungen, die ich als junger Christ machen durfte beziehungsweise machen *musste*. Darüber, wie sich in alldem – und trotz alldem – mein Glaube und mein Leben mit Gott entwickelt haben. *Weiterentwickelt* haben. Wenn ich auch keine Namen nenne, kommen Personen und Kreise in meiner Geschichte vor, die heute noch existieren und sich daher angesprochen fühlen könnten. Daher ist mir wichtig, schon zu Beginn klarzustellen: Dieses Buch ist *keine* Abrechnung.

Worum geht es mir stattdessen? Um in der Sprache des Rechnungswesens zu bleiben: Ich beschreibe, wo und warum die „Rechnung mit dem Glauben“ für mich nicht mehr aufgegangen ist. Und das ist der eigentliche Punkt: Es geht um Dinge, die *mich* betreffen. Um *meinen* Glauben. Doch man kann seiner Glaubensbiografie nicht isoliert von Menschen oder dem gemeindlichen Umfeld, in dem man sich bewegt hat, nachspüren. Menschliche Systeme sind eine Art Geflecht. Handlungen, Äußerungen und Entscheidungen betreffen in den meisten Fällen nicht nur eine, sondern auch andere Personen. Und da bringen Urteilen, Verurteilen und Schuldzuweisungen letztlich keinen

weiter. Denn bei all diesen Verstrickungen würde immer auch mit ein paar Fingern auf sich selbst gezeigt werden. Alle bedürfen der Gnade ... und ich bedurfte darüber hinaus einer Entwirrung meiner „Glaubensverstrickungen“. Darüber möchte ich schreiben – in der Hoffnung, dass auch Sie Anstöße bekommen, weiterglauben zu können, wo Sie sich in einer geistlichen Sackgasse fühlen.

„Unruhe bewahren“, plakatierte die Alternative Liste bei den letzten National- und Ständeratswahlen. Unruhe? Für gewöhnlich ist das nicht so. In aller Regel gilt: *Ruhe bewahren. Stress vermeiden. Und gelassen reagieren.*

Doch Unruhe kann ein Zeichen dafür sein, dass etwas nicht (mehr) in Ordnung ist. So kann innere Unruhe mit drängenden Fragen einhergehen. Fragen, die einen nicht mehr loslassen wollen – fesselnden Fragen (im wahrsten Sinne des Wortes). Oder sie wird begleitet von hartnäckigen Zweifeln, die irgendwann aufgetaucht waren und geblieben sind. Wie ein ungebetener Gast. Kurzzeitig mag es für Ruhe sorgen, diese Impulse zu unterdrücken. Es ist jedoch eine trügerische Ruhe: die berühmte Ruhe vor dem Sturm. Denn es staut sich etwas in einem auf – und irgendwann lassen sich brennende Fragen und grundlegende Zweifel nicht mehr unter der Decke halten. Sie müssen „raus“, an die Oberfläche kommen, sichtbar werden.

Was den Glauben anbelangt, können Fragen und Zweifel ein Indiz für eine Theologie sein, die buchstäblich fragwürdig ist. Für eine Theologie, hinter der man nicht mehr stehen kann. Oder für ein Gottesbild, das sich nicht als tragfähig erwiesen hat.

In solchen Zeiten, in denen Unruhe herrscht und der Wind einem entgegenbläst, greifen die altbekannten Glaubenssätze nicht mehr richtig. Und ohne die vertrauten Orientierungspunkte ist es schwer, sich auf neues, unsicheres Terrain zu begeben. Diese Erfahrung hatte schon Petrus machen müssen. Er brachte die Courage auf, aus dem Boot zu steigen und Jesus entgegenzukommen – auf dem Wasser. Aber schnell übermannte ihn die Angst. Jedoch: Als Petrus im Begriff war unterzugehen, war da sofort eine Hand, die ihn ergriff und rettete: die Hand Jesu (vgl. Matthäus 5,28-31).

Wer sich auf eine Reise ins Ungewisse begibt, darf sich einer Sache sicher sein: Jesus ist *immer noch da*. Und bleibt da. Sich aus einem Glaubenskorsett zu befreien und bei Jesus zu bleiben, ist kein Widerspruch. Es ist ein Zuspruch: Jesus ist da – egal, wohin die Reise auch geht. Wir dürfen Fragen und Zweifel zulassen, uns ihnen stellen und Neues wagen: im Denken, Glauben und Handeln. Genau darum geht es in diesem Buch.

Ich habe alte Glaubensgewissheiten verloren und das hat maßgeblich mit meiner eigenen Biografie zu tun. Damit, was ich von anderen mitbekommen und gehört habe, welche Begriffe und Lehrsätze verwendet und anerkannt wurden und in welchem gemeindlichen Kontext ich mich bewegte. Unser Umfeld prägt unseren Glauben. Die Theologie, welche in zwei Gemeinden, die geografisch keine hundert Meter voneinander entfernt liegen, vorherrscht, kann Welten auseinanderliegen. Und in welche der beiden Gemeinden meine Eltern mich mitgenommen haben, entscheidet dann darüber, was und wie ich glaube. Welche Theologie ich vertrete – bis ich sie das erste Mal bewusst infrage stelle.

Diese Erkenntnis hat mich dazu geführt, meine eigene Theologie nicht mehr als fertiges Haus, als Lehrgebäude zu verstehen, sondern als eine Baustelle. Sie ist nicht fertig. Und ich gehe davon aus, dass es sich wie beim Flughafen Berlin Brandenburg (BER) verhält: Sie wird wohl nie ganz fertig sein. Denn meine Theologie verändert sich. Das ist natürlich nicht immer leicht, denn es liegt eben keine felsenfeste Dogmatik mehr vor. Aber: Auch wenn ich keine neuen Gewissheiten gefunden habe und mir ein solcher Halt jetzt fehlt, konnte ich *mich* wiederfinden. In den offenen Armen Gottes. Sie halten mich nun. Der Weg, um dorthin zu gelangen, war kein direkter. Ich musste Umwege nehmen. Landete in Sackgassen. Befand mich auf Abwegen. Fand aber immer einen Ausweg – dank der Hand, die mich gehalten und geführt hat. Die da war. Immer. Ich stand an Weggabelungen, an denen es eine Entscheidung zu treffen galt. In welche Richtung sollte es weitergehen? Und da waren auch diese geheimnisvollen, noch unbetretenen Pfade mit ihrer Faszination, ab jetzt in neues Land vorzustoßen. Wege voller Verheißung. Alles verändernde Wege, immer den offenen Armen entgegen. In diesem Buch blicke ich zurück und lade Sie dazu ein, den Weg dorthin gemeinsam nachzugehen.

Für eine Umarmung braucht es Arme und Hände. An diesen orientiere ich mich bei der Wegbeschreibung. Gesten und Haltungen dienen als Wegmarken:

- Zu Beginn der Reise heißt es: Hand aufs Herz. Es geht um die Begegnung mit einem Scheinriesen: den alten Gewissheiten. Sich ihnen zu stellen, ist der Anfang, der erste

Schritt. Erschließt sich ihre tatsächliche Größe, brechen solche „Gewissheiten“ weg. Heute kann ich sagen: Gott sei Dank sind Sicherheiten dieser Art nicht mehr vorhanden. Als sie wegbrachen, war der Weg frei. Frei für Neues. Frei, um weitere Schritte gehen zu können.

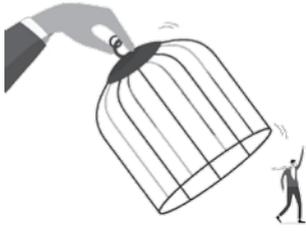
- Ein erhobener Zeigefinger oder eine Hand, die hält? Mit dem zweiten Schritt wird der Frage nach dem Gottesbild nachgegangen und dabei dem Gott begegnet, der von sich sagt: „Ich bin da für dich.“ Und es wird eine Antwort gefunden, warum es nie zu spät ist, um erfüllt glauben zu können. Und nie zu spät ist für ein glückliches Christsein.
- Als Nächstes stellen sich ausgefahrene Ellenbogen in den Weg: der Konkurrenzkampf. Ein Phänomen, das sich in jedem Bereich finden lässt, egal, ob in Politik, Wirtschaft oder Kirche – „Gegner“ lauern scheinbar überall. Wie lässt sich dieses Konkurrenzdenken überwinden? Wie werden aus Gegnern Schwestern und Brüder?
- Weiter geht es zur anpackenden Hand und dem Leben und Handeln im Hier und Jetzt: Was hat Gottes neue Welt mit der Bewahrung der alten Schöpfung zu tun? Und der Klimawandel mit Nächstenliebe?
- Die nächste Etappe: Was ist, wenn man auf vermeintliche Grenzbereiche, die die letzten Dinge angehen, trifft? Gibt es einen „Point of no Return“? Einen Tag X, an dem es zu spät sein sollte, um noch umkehren zu können? Gibt es verschränkte Arme? Oder gibt es so etwas wie durchlässige Grenzen? Grenzen, die es vermögen, die Hoffnung am Leben zu erhalten? Grenzen, die eine offene Tür verheißen?

- Endlich angekommen an dem Ort, an dem es keiner Worte mehr bedarf: in den offenen Armen Gottes. Sich in ihnen wiederzufinden verändert alles. Und verleiht Identität.
- Das Ende ist erst der Anfang: Weiterglauben mit dem Herz in der Hand. Wie können wir als Christen Schritte wagen vom Rechthaben zum Geliebtsein?

In allen Stürmen meines Glaubenslebens erwies sich Jesus als derjenige, der den Sturm stillen kann (vgl. Markus 4,35-41). Ein berühmtes Zitat des Kirchenvaters Augustinus lautet: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht, o Gott, in Dir.“ Der Ort, an dem Ruhe einkehrt. An dem nichts mehr gesagt werden muss. An dem man einfach sein darf, wer und wie man wirklich ist. Dieser Ort – das sind Gottes offene Arme.

Ich hoffe, dass dieses Buch etwas Abenteuerlust und Sehnsucht bei Ihnen wecken kann. Lust auf Neuland. Lust, sich aufzumachen. Und Sehnsucht danach, diesen Ort endlich zu finden.

**HAND AUFS
HERZ: WARUM
GEWISSHEIT
GEFÄHRLICH
SEIN KANN**



In der Parabel vom Elefanten¹ geht es um einen König, der Blindgeborene einen Elefanten untersuchen lässt. Mit ihren Händen betasten sie das Tier und beschreiben seine Gestalt. Einige bekommen den Rüssel zu fassen, andere ein Ohr. Weitere die Stoßzähne, den Kopf, die Flanken, die Beine und den Schwanz. Als der König schließlich fragt, wie nun ein Elefant aussehe, antwortet die Gruppe, die den Rüssel zu fassen bekommen hat: „Wie eine dicke Liane.“ Diejenigen, die das Ohr betastet haben, meinen: „Wie ein Bananenblatt.“ Die mit den Stoßzähnen sind sich sicher: „Wie der Stößel eines Mörsers.“ Jene, die den Kopf befühlt haben, sagen: „Er hat die Form eines Kessels.“ Wer die Flanken betastet hat, meint: „Wie eine Mauer.“ Alle, die ein Bein zu greifen bekommen haben, halten den Elefanten für einen Baum. Und wer den Schwanz betastet hat, ist fest überzeugt: „Der Elefant gleicht einem Seil.“

Als ein Streit unter den Blindgeborenen darüber ausbricht, wer denn nun recht habe, äußert sich der König: Der Körper des Elefanten sei, wie er ist. Und jeder habe nur einen Teil des Tieres zu fassen bekommen. Alle haben recht – und eben doch nicht. Jeder hat einen Teil des Elefanten untersucht und nach seiner Wahrnehmung beschrieben. Aber diese Wahrnehmung ist begrenzt: Es war doch nur ein Teil des Tieres. Den ganzen Elefanten hatte gar niemand beschrieben. Und niemand hätte ihn beschreiben können.

Wer ist im Besitz absoluter Wahrheit? Wer im Recht, von seiner Wahrnehmung, seinem Weltbild und seinem Glaubensverständnis zu sprechen, als seien es die einzig wahren, die richtigen?

Was nicht mehr über Gottes Schreibtisch gehen muss

Ich arbeite als Sozialpädagoge und Jobcoach für psychisch beeinträchtigte Menschen. Dabei bin ich auch mit schweren Biografien konfrontiert. Mir wurden Vorgeschichten erzählt, die mich zum Schweigen brachten; jegliche Kommentare erschienen mir völlig unangebracht. Angesichts der Schicksale von größter Unmenschlichkeit und himmelschreiender Ungerechtigkeit fehlten mir schlichtweg die Worte. Warum man von „Unmenschlichkeit“ spricht, ist mir immer wieder schleierhaft. Denn offensichtlich können Menschen aus Fleisch und Blut zu den grausamsten Dingen fähig sein.

Eine Person hatte ich unabhängig von meiner Arbeit auf einer kirchlichen Veranstaltung privat kennengelernt. Dieser Mann, der von Gewalterfahrungen und jahrelanger zynischer Bevormundung erzählte, hatte – welch Wunder – seinen Glauben nicht verloren. Wohlgermerkt: seinen Glauben an einen gütigen Gott! Gott halte ihn, bekräftigte er. Später trat eine psychische Erkrankung in sein Leben, die Erwerbsunfähigkeit und Invalidenrente nach sich zog. Ich fragte mich die ganze Zeit während des Gesprächs: Wo war denn da der Halt? Und wie konnte dieser Mann überhaupt noch an Gott glauben?

Dann zählte er Menschen auf. Liebevolle Menschen. Menschen, die zur rechten Zeit am rechten Ort waren. Die es immer gegeben hat: Die engagierte Frau von der Beratungsstelle. Sie hatte bei der Wohnungssuche geholfen. Bezugspersonen an seinem geschützten Arbeitsplatz. Sie gaben Unterstützung und förderten seine Entwicklung. Der nette Kollege aus der Nachbarschaft. Gemeinsam gingen sie regelmäßig ins Kino.

Nur normale soziale Kontakte? Nichts, was sonderlich bedeutsam wäre? Nein, für diesen Mann waren das keine gewöhnlichen Begegnungen. All diese Menschen trugen ihn, deckten das Dach ab, rissen, im Bild gesprochen, die Decke auf und ließen die Bahre, auf der er lag, hinab zu Jesus (vgl. Markus 2, 3-5). Und dort, wo Jesus ist, verändert sich das ganze Leben. Durch echte Begegnung. Durch bedingungslose Liebe. Durch Annahme. Durch wahre Menschlichkeit, die Halt gibt und aufbaut. Und nicht zuletzt durch heilende Worte: „Steh auf und geh nach Hause!“ Und am Ende wird es aus aller Munde heißen: „So etwas haben wir noch nie erlebt!“ (Markus 2,12).

Je länger ich zuhörte, desto mehr nahm ich wahr: Dieser Mann glaubte mit dem Herzen. Und aus vollem Herzen an Jesus. Ich glaubte mit dem Kopf. Ich glaubte Lehrsätzen über Jesus, die immer „korrekt“ zu sein hatten. Er bewegte nicht die Frage: Wie kann es Gott überhaupt gut mit mir meinen? Denn der Gedanke, seine Biografie habe doch zuerst „über Gottes Schreibtisch“ gehen, mit göttlichem Siegel abgesegnet werden müssen, war ihm völlig fremd. Im Gegensatz zu mir. Das theologische Vokabular, das ich gelernt hatte, stand

allzeit abrufbar bereit: dass das Erlebte sicher nicht in Gottes Wohlgefallen, wohl aber in seinem Ratschluss liegt. Dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen (vgl. Römer 8,28). Und mit „seelsorgerlicher Brille“: dass auch leidvolle Erfahrungen keiner Willkür, sondern Gottes Souveränität unterliegen. Und ja, das mag alles biblisch gut begründet sein und ich möchte Gottes Souveränität auch keinesfalls schmälern, aber mein „Realitätscheck“ hat gezeigt, dass es nicht immer die beste Lösung ist, alles Leid einfach „Gott in die Schuhe zu schieben“. Und ich finde die Frage durchaus berechtigt, ob Gottes Allmacht nicht da aufhört, wo der freie Wille des Menschen beginnt. Der freie Wille, der sich eben auch entscheiden kann, anderen grausames Leid anzutun.

Gott sei Dank fehlten mir in dieser Situation jedoch auch die frommen Worte. Für diesen Mann gab es nämlich nur diese eine Evidenz: „Gott ist da für mich. Und es gibt Menschen, die für mich da sind.“ Er wurde gehalten, getragen, aufgerichtet und wiederhergestellt – aus und durch Liebe. Bedingungsloser Liebe, die niemals wollte, niemals wollen konnte, dass er darniederliegt, von bösen Menschen kleingehalten und niedergedrückt. Nein, diese Liebe wollte vielmehr, dass er auf eigenen Beinen stehen und gehen kann. Aufrechten Ganges und mit der Hilfe liebender Menschen.

Und nur folgerichtig war: Erfahrungen von Leid verband dieser Mann einfach nicht mit Gott. Das Leid lag für ihn nicht in Gottes Verantwortungsbereich. Dass Gott das Grauen, das ihm wiederfahren ist, legitimiert habe? Für ihn unvorstellbar.

Dass unser Leid einer göttlichen Vorherbestimmung entspricht, will inzwischen auch nicht mehr in mein Herz eingehen. Wenn wir Menschen alles daransetzen, geliebten Menschen Leid zu ersparen, wie viel mehr muss dann der Liebe in Person daran gelegen sein?

Wir können auf die Leidfrage in diesem Leben wohl nie eine endgültige Antwort finden. Aber vielleicht wäre schon viel damit geholfen, darauf zu vertrauen, dass Gott trotz und durch das Leiden in einer Weise wirken kann, dass aus krummen Wegen gerade werden, dass sich Tränen des Schmerzes in Freudentränen verwandeln und die unerträglichsten Dinge rückblickend (sogar noch positiv!) in die eigene Glaubensbiografie integriert werden können. Können, nicht müssen! Dieses Kunststück vermag sicher nur Gott. Darin zeigt sich mir all seine Macht. Und deshalb sehe ich Gottes Souveränität nicht im Leiden selbst. Ich muss es nicht zwingend auf ihn zurückführen und mich dann mit der Frage quälen, warum er all das zulässt. Seine Souveränität zeigt sich mir vielmehr darin, was er aus dem Leiden – woher es auch kommen mag – machen kann.

Der Halt dieses Mannes war der Glaube an die absolute und unbesiegbare Liebe Gottes. Der Glaube daran, dass trotz der Grausamkeiten, die ihm angetan wurden, ein Gott existieren muss, der ihn liebt. Bedingungslos! Und es war der Glaube daran, dass dieser Gott ihm liebevolle Menschen zur Seite gestellt hatte. Menschen, die an ihn geglaubt haben. Jene Menschen, die Gräueltaten an ihm verübt hatten, mochten noch wie Quälgeister in Träumen und Flashbacks auftauchen. Doch den Glauben an Menschen, die es gut

meinen, die zu lieben fähig sind, konnten sie ihm nicht nehmen. Er beschäftigte sich überhaupt nicht mit der quälenden „Warum-lässt-Gott-das-zu“-Frage; er brachte sein Leid überhaupt nicht mit Gott in Verbindung, denn ihm war so viel Größeres zuteilgeworden: bedingungslose Liebe und liebende Hände, die ihn auf seinem Weg, zur liebenden Begegnung hin zu Jesus, getragen hatten.

In diesen Gesprächen mit ihm habe ich viel über Gottes Wesen erfahren. Mehr als in all den Predigten vergangener Tage. Welches Vertrauen in einen Gott, der nichts ist außer Liebe. Liebe, die niemals aufhört. Ewige Liebe. Welche Weisheit, diesem Gott nicht unterstellen zu wollen: Er, die Liebe, müsse das Böse – in welcher Form auch immer – mitverantworten. Ich realisierte: Gott in diesem Sinne Allmacht zuschreiben zu müssen, nur damit man theologisch weiter „korrekt“ sprechen kann, mag den Kopf beruhigen, geht aber am Herzen vorbei. Damit lässt sich eine Theologie stützen, nicht aber ein Mensch. „Mehr als auf alles gib acht auf dein Herz“, warnt ein geistlicher Herzspezialist (Sprüche 4,23; ZB). In seinem Buch über das Apostolische Glaubensbekenntnis gesteht der Theologe Hans Küng, dass er nicht mehr „vollmundig von Gott, dem Allmächtigen reden kann“. Vorzuziehen seien Formulierungen wie all-gütiger und all-erbarmender Gott oder kurz: Gott ist die Liebe.² Genau so dachte und sprach auch dieser Mann von Gott.

Die Gespräche mit ihm waren die besten Predigten, die ich in den letzten Jahren gehört habe. War es an der Zeit, das Dach meines theologischen Lehrgebäudes abzudecken und die Decke aufzureißen?